

PETER GRABOWSKI

## *Gib' mir mein Wort zurück!*

Auch zu Beginn des Jahres 2020 hat die »Heimat« weiterhin Hochkonjunktur, und das nicht nur in Deutschland: Das Sundance-Film-Festival, die bedeutendste Plattform des internationalen Independent-Kinos, machte »Heimat« zum ersten Hauptthema im neuen Jahrzehnt. Gleichzeitig überschrieb – welch ein Sprung – die »Bergische Wirtschaft«, das monatliche Magazin der ältesten Industrie- und Handelskammer Deutschlands, ihre Januar-Ausgabe schlicht mit dem Motto: »Heimatliebe«. Auf dem Titelbild präsentiert eine junge Designerin aus dem für sein nasses Klima bekannten Wuppertal ihr aktuelles Sofakissenmodell mit ironischem Regentropfen-Print-Aufdruck: »Da ist meine Heimat, da bin ich zuhaus'« (eine Anlehnung an das »Bergische Heimatlied« von 1892).

Der Deutsche Kulturrat und der Rat für Nachhaltige Entwicklung haben sich des Themas in einer gleich mehrjährigen Initiative ebenfalls angenommen; der Kulturpolitische Bundeskongress widmete ihm im Sommer 2019 zwei volle Tage. Der Autor dieser Zeilen durfte dabei ein Podium prominenter Soziolog\*innen mit dem Titel »Heimat in der Postmoderne: Kampfbegriff oder kulturelle Resource?« moderieren. Auch dort erwies sich die »Heimat« in der Lage, die Gemüter selbst debattenerprobter Intellektueller und sonst stets sachlicher Meinungsführer\*innen zu erhitzen. Das Erregungspotenzial von »Heimat« rangiert gleichauf mit nur einer Handvoll weiterer Begriffe, deren Rolle in der deutschen (Sprach-) Geschichte in nahezu allen politischen Lagern emotionale Wallung garantiert: »Volk«, »Nation« und auch die »Identität« gehören dazu.

### *Heimat und »Heimatvertriebene«*

Die Soziologie beschreibt »Heimat« vor allem als stabiles Netzwerk sozialer Beziehungen. Wer eine Heimat hat, lebt in relativer Sicherheit der Einschätzung von Aktion und Reaktion seiner Mitmenschen. Man teilt Werte oder doch zumindest die Art des Diskurses über sie. Gerade der in liberalen Kreisen gern ge-

schmächte Stammtisch – ob in ländlicher Dorfkneipe oder metropolem Künstler\*innentreff – wird so faktisch zur Heimat, zumindest aber ein wesentlicher Teil von ihr. Man streitet sich, mitunter heftig, Rahmen und Regelwerk jedoch sind verlässlicher Konsens. Wer sich heute noch Nasenspitze an Nasenspitze das Unverständnis über die Position des anderen ins Gesicht brüllt, trinkt morgen ganz selbstverständlich wieder zusammen ein Bier.

Diese soziale Geborgenheit – von so manchen »Beheimatung« genannt – erfährt ihre physische Repräsentanz in der vertrauten Umgebung. Landschaft und Architektur werden oft mit »Heimat« gleichgesetzt, verkörpern aber – im wahren Sinne des Wortes – nur das Zwischenmenschliche darin und die Erinnerung an Erlebnisse in diesem Raum. Rein sprachgeschichtlich handelt es sich bei der »Heimat« übrigens um eine juristische Wendung: Wer eine hatte, besaß dort Rechte, konnte erben oder öffentliche Kassen beanspruchen.

Das saumselige Gefudel hingegen, das die sechs Buchstaben in den vergangenen 200 Jahren zunehmend wie eine affektive Wolke vernebelte, fußt – kurz gesagt – einerseits in den Irrationalitäten der deutschen Romantik, andererseits in den großen Wanderungs-, Flucht- und Vertreibungsbewegungen auf dem europäischen Kontinent. Sowohl Not und Elend kriegereischer oder ethnischer Konflikte wie auch die Industrialisierung machten »Heimat« zum Synonym eines Sehnsuchtsortes verlorener Zugehörigkeit für all jene, die ihre verlassen mussten. Die einen verorteten sie in einer mehr oder minder großen räumlichen Entfernung, die anderen in einer vergangenen Zeit.

Vor diesem Hintergrund geriet die »Heimat« zwischen die Mühlsteine der politischen Weltbilder. Das zeigt ein Blick in die jüngere deutsche Mentalitätsgeschichte: Nach dem Zweiten Weltkrieg musste das verwüstete Land nicht nur aufgeräumt und repariert werden, sondern auch zwölf Millionen Flüchtlinge unterbringen, die aus den vormaligen deutschen Ostgebieten kamen. Sie hießen ganz offiziell »Heimatvertriebene«. Wo sie auftauchten, fühlten die dort Alteingesessenen nun allerdings ihre »Heimat« bedroht. Das führte zu immensen Spannungen, schwerer Diskriminierung, mitunter auch zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. »Wasserpöhlen« nannte man erst nur die Oberschlesier, irgendwann wurden daraus dann mehr oder minder alle Ostflüchtlinge zu den berüchtigten »Rucksackpöhlen«. Ich selbst stamme aus einer Familie, deren Ältere noch Jahrzehnte später sehr bewegt die Anfeindungen und Ausgrenzungen schilderten, denen sie bis weit in die 1960er Jahre ausgesetzt waren.

Die verlorene Heimat der Vertriebenen war auch im öffentlichen Diskurs der Nachkriegsjahrzehnte fast immer verbunden mit dem Wunsch nach Rückkehr. Aber natürlich wollte man nicht in Polen, der Tschechoslowakei oder gar der Sowjetunion leben – also war der Wunsch immer mit einer Revision der nun bestehenden Grenzen verbunden. Die empfanden übrigens auch viele Nicht-Vertriebene als unnatürlich; das Wissen um beispielsweise die polnische Geschichte und die Jahrhunderte deutscher Besetzung, Annexion und faktischer Kolonialisierung war auch damals schon beziehungsweise noch nicht sehr weit verbreitet.

### *Revisionismus und Deutungswandel*

Die politische Linke in Deutschland hat den Revisionismus der Vertriebenen immer aus voller Überzeugung abgelehnt. In der Folge dieser Abgrenzung wurde auch der Begriff »Heimat« selbst erst mit reaktionärer, irgendwann aber ganz allgemein mit rechter beziehungsweise konservativer Politik identifiziert. Spätestens seit den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts und ihren penetrant überkolorierten Heimatfilmen ist er der politischen Linken vollends zum Graus geworden: »Heimat« – das roch für sie stets nach kleiner Welt und schmalem Horizont und nach all dem, was viele Schwaben in Berlin und auch alle anderen (zumal aus ländlichen Regionen) in London, Paris oder eben New York bis heute so weit wie irgend möglich hinter sich lassen wollten. Die Meinungsführerschaft der kosmopolitischen »68er« im öffentlichen Diskurs hat ein Übriges getan: Eine Heimat brauchten in dieser Denke nur kleingeistige Spießer\*innen, die nie zuhause rausgekommen sind und deren Lebensraum von Freiwilliger Feuerwehr, Kegelbahn und echter oder wenigstens gespielter Gottesfurcht bestimmt war.

Wie immer im Laufe gesellschaftlicher Entwicklung schlug das Pendel der kulturellen Wahrnehmung irgendwann wieder um. Mit den Protesten der Umwelt- und Anti-Atomkraft-Bewegung, dann zunehmend auch im urbanen Widerstand von Hausbesetzer\*innen und den Bewahrer\*innen industriekultureller Denkmäler erfuhr der Heimat-Begriff seine nächste Umwidmung. Das Leben in Altbauten wurde zum Ideal, die eigentlich stadttypische, permanente Transformation von Vierteln und Milieus im Zuge von Wohlstands- und Umgestaltungsprozessen zu der auf breiter Front abgelehnten »Gentrifizierung«. Ein sehr anschaulicher Ausdruck dieses Kulturwandels ist ein Großprojekt des Künstlers Merlin Bauer: Er hat ausgewählte architektonische Solitäre der 1950er und 1960er Jahre in seiner *Wahlheimat* Köln mit dem überdimensionierten Slogan »Liebe deine Stadt« versehen. Dieses betont positive Bekenntnis löste anfänglich trotzdem Unmut aus, sowohl in linken wie in rechten Kreisen. Anderthalb Jahrzehnte später gilt ausgerechnet der prominenteste dieser Schriftzüge – bewusst platziert über der brutalistischen, beinahe menschenfeindlich wirkenden Innenstadt-Verkehrsachse Nord-Süd-Fahrt – als lokales Kulturgut. Im Selbstverständnis der stolzen Kölner\*innen ist das übrigens stets gleichbedeutend mit: Welterbe!

### *Emotional, aber undefiniert: Nation, Volk und Identität*

An der »Heimat« zeigt sich exemplarisch, was auch anderen eingangs erwähnten Konstrukten widerfahren ist, die in der politischen wie kulturellen Debatte für Unruhe sorgen: »Nation«, »Volk« und »Identität«, und sogar »deutsch«. Allen gemein ist eine starke emotionale Aufladung bei weitgehender inhaltlicher Ungeklärtheit (vielleicht ja gerade deswegen). Was macht eine »Nation« denn jenseits der rechtlichen Verfasstheit eines Staates und/oder der durch Staatsangehörigkeit gebildeten Bürger\*innenschaft aus? Ganz sicher ist aber weder das eine noch

das andere gemeint, wenn vom »Nationalstolz« die Rede ist. Was ist die »deutsche Nation« im 21. Jahrhundert? Wer darüber länger als 30 Sekunden nachdenken muss, macht zwar alles richtig, kommt aber zu keinem (konsensfähigen) Ergebnis mehr. Wer früher fertig ist, erzielt bestenfalls ein intuitives, emotionales, vor allem aber: ein individuelles. Ein moderner Staat ist damit nicht zu machen.

Ebenso wenig kann jemand schlüssig erklären, was eine gemeinsame »Identität« der stets höchst unterschiedlichen Menschen sein soll, die auch nur in einer Familie oder Sippe leben, geschweige denn eine Stadt, ein Land oder gar einen ganzen Kontinent bevölkern. Der gedankliche Konstruktionsfehler liegt auch hier bereits in der Wortwahl: Wie könnte ich mit auch nur einem anderen Mitglied meiner Familie *identisch* sein? Wir haben ja noch nicht mal die gleichen Interessen, Vorlieben und Abneigungen bei Essen, Fußball oder Urlaub, von Politik, Kunst oder Glauben ganz zu schweigen – und das gilt für all meine Verwandten untereinander. »Identität« ist in der Psychologie und der Pädagogik ein zentraler Begriff zur Beschreibung der individuellen Persönlichkeit. Sie kann stark oder schwach ausgebildet sein, dem Menschen im besten Fall Sicherheit geben oder eben das genaue Gegenteil. Nie aber ist man identisch mit einer oder einem anderen, das verbietet das Identitäts-Konstrukt aus sich selbst heraus. Dennoch können sich natürlich mehrere Personen mit einem speziellen Wert, einer Tugend oder einem Ziel identifizieren. Das sorgt unter Umständen auch für ein Gefühl von Zugehörigkeit und Gemeinschaft – eine gemeinsame Identität kann man so aber nicht gewinnen. Der Mensch, um es mit Bertolt Brecht zu sagen, ist und bleibt allein.

Auch in meiner Heimatstadt Wuppertal leben unübersehbar viele, die sie anders als ich regelrecht hassen. Ein Blick in die Leserbriefseiten der örtlichen Zeitungen und Kommentarspalten lokaler Onlinemedien belegt das jeden Tag (man muss hinzufügen: Bewohner\*innen des Bergischen haben einen wirklich besonders ausgeprägten Hang zur Nörgelei, die hier natürlich anders, nämlich »Knöttern« heißt). Von einer gemeinsamen Identität aber kann dabei keine Rede sein, in diesem schmalen Tal, das im Gegenteil seit Jahrhunderten für sein ausgeprägtes Sektierertum im ganzen Land bekannt ist. Der Barmer Unternehmersohn Friedrich Engels, dessen 200. Geburtstag wir in diesem Jahr feiern, hatte dieser Mentalität bereits in seinen frühen Zeitungskolumnen mit dem Titel »Briefe aus dem Wuppertal« ein publizistisches Denkmal für die Ewigkeit gesetzt. Die von der Bergischen IHK postulierte »Heimatliebe« jedenfalls bleibt ein selektives Phänomen. Und auch jene, die sie empfinden, müssen damit durchaus nicht immer das Gleiche oder auch nur Ähnliche verbinden.

Und die »deutsche Identität«? Diese Idee wirkt regelrecht absurd, wenn man auf die Lebenswirklichkeit eines Landes schaut, dessen Einwohner\*innen hinsichtlich ihrer Lebensstile, Glaubensrichtungen und politischen Präferenzen so bunt gemischt sind wie die Bundesrepublik des frühen 21. Jahrhunderts. Nicht nur Soziolog\*innen, Psycholog\*innen und Ökonom\*innen sehen aber gerade in dieser Vielfalt und Heterogenität eine große Stärke. Könnte das dann nicht kenn-

zeichnend für eine »deutsche Identität« sein? Durchaus, wenn damit das Land als Ganzes im Unterschied zu anderen Staaten charakterisiert wird. Aber eine gemeinsame Identität seiner Einwohner\*innen? Der logische Widerspruch springt einen ja geradezu an.

### *Rationalität und Differenzierung*

Dazu passt auch, dass gerade die ideologischsten Identitäts-Politiker\*innen im rechtspopulistischen bis -extremen Spektrum der Parteienlandschaft mit ihren permanenten Rankünen um die Deutungshoheit im eigenen Lager für jeden sichtbar belegen, wie wenig selbst diese kleine Gruppe der maximal Willigen tatsächlich gemeinsam hat – mit einer Ausnahme: dem anscheinend unbedingten Willen zur absoluten Macht und der gleichzeitig fundamentalen Ablehnung jener Errungenschaften, für die unsere Geistesgeschichte weltweit berühmt und verehrt wird: Rationalität und Differenzierung, Liberalität und die Fähigkeit zur Verständigung über regionale wie religiöse Grenzen hinweg. Kaum jemand kann weniger deutsche Tradition und Kultur für sich reklamieren als Populist\*innen mit ihrer permanenten Empörtheit, hysterischen Ablehnung alles vermeintlich Fremden und der fortgesetzten Selbststilisierung als Opfer fremder Mächte.

Es brauchte also gar nicht erst die vergangenen zwei oder drei Jahrzehnte der zunehmenden Fetischisierung von »Individualität«, um den Identitäts-Begriff in der Debatte um gesellschaftlichen Zusammenhalt inhaltlich obsolet zu machen: Identisch kann man eben nur mit sich selbst sein. Dass Japaner oder Argentinierinnen etwas für so »deutsch« halten, dass sie glauben, jede und jeder Deutsche sei so, halten nicht nur wir im direkten Kontakt mit ihnen sehr geduldig für bestenfalls groben Unfug, sondern es gilt selbstverständlich auch vice versa. Wir alle wissen nur zu gut: Weder sind alle Deutschen pedantisch, überpünktlich und essen Schweinebraten, noch tanzen alle Südamerikanerinnen Tango oder Samba.

Die Frage, was genau und sogar trennscharf ausgerechnet das »Deutsch-Sein« ausmache, ist nicht in einem Satz und für alle Deutschen gleichermaßen zu beantworten, wenn damit mehr gemeint sein soll als ein Pass. Und hier schließt sich der Kreis zur »Heimat«, denn auch die ist für jede\*n etwas anderes. Deshalb mahnte der Grünen-Politiker Robert Habeck kurz nach seiner Wahl zum Parteivorsitzenden in einem Zeitungsinterview völlig berechtigt: »Das Wort Heimat ist für viele so anstößig, weil es national verhunzt wurde. Aber wenn wir nicht mehr über Freiheit reden dürfen, weil die FDP sie für sich reklamiert, oder nicht mehr über Verantwortung, weil das die CDU macht, oder über Deutschland, weil das die AfD macht, dann überlassen wir die Deutung der Wirklichkeit anderen. Und das scheint mir gerade mit Blick auf Heimat keine gute Idee.« (Bullion/Braun: 2018)

Kulturmenschen sind – genauso wie Medienleute – in aufgeregten Zeiten ganz besonders gefordert, einen kühlen Kopf zu bewahren und nicht ausgerechnet einen Kernwert ihrer Arbeit zu verraten: den präzisen Gedanken und das

richtige Wort dafür. Damit sie der Welt sagen können, was sie eigentlich meinen. Natürlich immer vorausgesetzt, sie wissen das überhaupt. Die »Heimat« jedenfalls ist immer ein sehr persönliches Gut, das im besten Falle trotzdem viele respektvoll miteinander teilen und bewahren können. Sie lässt sich aber wie »Nation«, »Volk« und »Identität« eben auch als Begriff leicht missbrauchen. Es liegt an uns, dem zu widerstehen. Es handelt sich dabei um eine originär kulturpolitische Aufgabe.

## *Literatur*

Bullion, Constanze von / Braun, Stefan (2018):  
*Die Grenze ist an vielen Stellen überschritten*,  
<https://www.sueddeutsche.de/politik/gruenen-chef-habeck-zur-afd-die-grenze-ist-an-vielen-stellen-ueberschritten-1.3894843-0> (letzter Zugriff: 19.2.2020)